

Andreas Schwab

Anderberg

Roman

OFFI LIN

Der Verlag dankt den folgenden Institutionen für ihre finanzielle Unterstützung:

Gemeinde Bremgarten bei Bern
Kanton Bern
Burgergemeinde Bern

Impressum

© 2017 OFFIZIN Zürich Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden, insbesondere nicht als Nachdruck in Zeitschriften oder Zeitungen, im öffentlichen Vortrag, für Verfilmungen oder Dramatisierungen, als Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen oder in anderen elektronischen Formaten. Dies gilt auch für einzelne Bilder oder Textteile.

Umschlaggestaltung: Res Zinniker, illustres
Gestaltung und Satz: Stephan Cuber, diaphan gestaltung, Bern
Lektorat: Andrea Weibel
Druck und Einband: CPI books GmbH, Ulm
Verwendete Schriften: Adobe Garamond Pro, Merlo Neue
Papier: Umschlag, 135g/m², Bilderdruck glänzend, holzfrei; Inhalt, 90g/m², Werkdruck bläulichweiss, 1,75-fach, holzfrei

ISBN 978-3-906276-58-8

Printed in Germany

www.offizin.ch

Inhalt

7	Sternschnuppe
17	Die letzte Patientin
25	Jahrtausendkind
34	Bucket List
42	Originalgenie
50	Immer höher, immer besser
60	Charity
71	Russengeld
79	Leviathan
88	Winterkrieg
99	Louisiana
110	Frischer, heiterer, sorgloser
124	Der innere Funke
135	Wie ein Murmeltier
146	Bergkristall
157	Ele-Fanti
165	Aussprachen
173	In freier Wildbahn
178	Kreise ziehende Adler
186	Always be a unicorn
195	Ellipse d'Or
208	Wut tut gut
217	Goldener Schlüssel
226	Aussage verweigert
240	Farbloser Lindwurm
245	Traumlos

249	Spieltrieb
260	Voxvilla
268	Fipsi
277	Schmetterling
286	Nachwort

Sternschnuppe

Der Gast, mit den Ellbogen auf das Arvengeländer aufgestützt, schwieg, liess die Aussicht auf sich wirken. Von der nahen Weide hörte er Kuhgebimmel, ein Bach plätscherte. Abenddämmerung, unten im Dorf gingen die ersten Lichter an; dahinter, über Tannenwäldern, die schneebedeckten Gipfel. Sich rot verfärbende Firnfelder, Föhn, viel zu warm für Oktober. Deutlich zu erkennen: das erleuchtete Gipfelrestaurant des Rothorns, darunter schroff die senkrechte Felswand. Wagemutige Basejumper stürzten sich bei gutem Wetter von der leicht zugänglichen Absprungstelle unterhalb des Gipfels in die Tiefe, erklärte Haering, mit Hilfe eines Feldstechers könne man ihren freien Fall mitverfolgen, bis ihr Fallschirm sich mit einem Knall öffne und sie sanft ins Tal schwebten.

«Einen erholsameren Ort gibt es nicht. Gestresst komme ich hier an, eine halbe Stunde später bin ich die Ruhe selbst. Alles Bedrängende habe ich im Unterland gelassen», sagte Albrecht Haering und machte mit der Hand eine unbestimmte Geste in Richtung Talausgang.

Dann richtete Haering seinen Zeigfinger auf einen Bau in der unmittelbaren Nachbarschaft, eher eine Villa denn ein traditionelles Chalet. «Das Ferienhaus meiner Eltern, sie haben es vor Jahren gebaut. Das Häuschen nahe am Waldrand wird von meiner Grosstante Ida ganzjährig bewohnt. Sie ist schon fast hundertjährig und die Tochter des Firmengründers Heinrich. Mein Urgrossvater, er hat Anfang des 20. Jahrhunderts seine Kassen-

schränke persönlich mit dem Pferdegespann seinen Kunden vorbeigebracht.»

«Beeindruckend», brach der Gast sein Schweigen.

«Der Hügel hier wird von den Einheimischen auch ‹Haering-Berg› genannt, das ganze Land bis zum Wald dort gehört unserer Familie.»

Zustimmendes Nicken von Kasimir Fürst, der zum ersten Mal in Anderberg war. Vor einer Stunde hatte ihn sein früherer Internatskollege in bolivianischen Alpaca-Hausschuhen und einem Wollpullover mit Norwegermuster empfangen.

Die Sonne verschwand hinter den Bergen, sogleich wurde es merklich kühler auf der Terrasse. Haering und Fürst gingen ins Haus und setzten sich an den massiven Holztisch. Über ihnen hing ein Tourismusplakat aus den 1930er-Jahren: eine lachende Frau in einem roten Badeanzug auf einer Skiabfahrt, die blonden Haare im Wind wehend. Haering entfernte die Klarsichtfolie von einer Holzplatte, die mit Ofenschinken, Rauchwurst, Salami, Trockenfleisch und mit Speck umwickelten Dörrzwetschen belegt war. Auf einem Teller waren vier einheimische Käsesorten angerichtet, dazu zwei verschiedene Brote. «Das einfache Essen schmeckt hier oben einfach am besten», sagte Haering und goss den Rotwein aus der Karaffe in die Gläser. «Ich lasse mir immer alles vom Dorfmetzger herrichten. Lass es dir schmecken.»

Fürst schaute sich um: ein modernes Holzhaus, luftig, innen mit weiss geölter Fichte verkleidet, skandinavischer Stil, das Gegenteil eines traditionellen Chalets. Geschmackvoll eingerichtet, eine orange Lampe, mehrere mit Ziegenfellen bezogene Hocker. Haering, der sich

eben eine mit Mayonnaise verzierte Rolle Schinken in den Mund schob, schien sich kaum verändert zu haben seit den Tagen im Internat.

«Das Haus ist ganz neu, vor einem Jahr erst fertiggestellt. Zusammen mit einem Architekten, der meine Ideen aufnahm, konnte ich hier meinen Traumbau realisieren. Die Arbeit war langwierig, doch das Resultat entschädigt für alle Mühen», erklärte Haering, nachdem er seinen Bissen hinuntergeschluckt hatte.

«Dem Raum sieht man dein Flair für gute Gestaltung und Innenarchitektur wirklich an», sagte Fürst mit Blick auf einen Mann in schwarzen Shorts, der auf einem kleinen Sockel in der Ecke des Raums stand. Ein Balkenhol, das wusste sogar er. So eine Skulptur musste man sich erst mal leisten können. Für einen wie Haering war das kein Problem, Preise spielten in seinen Kreisen keine Rolle.

Vor ein paar Wochen hatte er Haering spontan angerufen, rein privat, und sie hatten sich in der Folge in einer angesagten Bar mit grossen Fenstern und Plüschsesseln verabredet. Sie verstanden sich sogleich gut, lachten, tauschten Erinnerungen an die Zeit im Alpinen Internat aus. Einige Drinks später hatte ihn Haering in sein Anderberger Wochenendhaus eingeladen. Hier war er jetzt. Wer weiss, was sich daraus ergeben würde.

«Ja, ich suchte einen radikal neuen Stil, nichts Traditionelles», sagte Haering.

«Warum nicht?»

Haering nahm einen grossen Schluck Rotwein, sagte erst lange nichts und stiess dann hervor: «Es sollte ganz anders werden als das Chalet meines Vaters.»

Fürst schaute fragend und neigte den Kopf leicht zur Seite. Instinktiv wusste er, dass bei Haering etwas Persönliches an die Oberfläche drängte. In solchen Fällen muss man den Leuten genug Zeit lassen und ihnen auf keinen Fall das Gefühl geben, man sei besonders an dem interessiert, was sie eigentlich gerne sagen möchten. So steigt das Geheimnis wie von selbst an die Oberfläche.

Und wirklich, nach einem weiteren Schluck öffnete sich Haering. Umständlich begann er, sich über seinen Vater zu beklagen, froh darüber, dass ihm jemand zuhörte. Der Chef, wie er ihn fortan nannte, sei ein alter Patriarch, der nie Widerspruch geduldet habe. Selbst seine Frau könne nur in wenigen Fällen mässigend eingreifen. Wenn der Chef sich etwas in den Kopf gesetzt habe, dann ziehe er es auch durch, ungeachtet aller Widerstände. Mit dem Alter sei es immer schlimmer geworden.

Fürst hatte gegoogelt: Haering war eine grosse Nummer, vierte Generation einer ebenso traditionsreichen wie reichen Unternehmerfamilie, Geldadel. 11 000 Mitarbeiter, Niederlassungen auf allen Kontinenten, Weltmarktführer bei den elektronischen Schliesssystemen, CEO war Albrecht Haering senior, und zwar seit fünfundvierzig Jahren.

«Hast du denn viel mit deinem Vater zu tun?», erkundigte sich Fürst mitfühlend.

«Und wie. Zwar bin ich Marketingchef Europa. Was für eine tolle Funktion! In Tat und Wahrheit ist die Position eine Farce, alle Entscheidungen laufen über den Tisch des Chefs, und der hat einen Kontrollwahn. Noch die kleinste Werbeanzeige will er sich vorher zeigen lassen, die geringste Ausgabe muss er persönlich bewilligen. Da-

durch verzögert sich der gesamte Betrieb. Nicht einmal wenn der Chef weg ist, kann ich entscheiden. Kaum zurück, desavouiert er mich und macht alles wieder anders. Eben passiert. So kann ich nicht produktiv arbeiten!»

«Aber du bist doch sein designierter Nachfolger als CEO?»

«Das schon, aber solche alten Männer sind zäh», antwortete Albrecht Haering junior, wie er korrekterweise hiess. Er bestrich ein grosses Stück Brot mit Butter und legte einen bröckligen Anderberger Alpkäse drauf, dann biss er herzhaft hinein.

Auch Fürst kostete den Käse: würziger Geschmack, hergestellt aus der Milch von Fleckviehkühen, wie er sie eben draussen auf der Wiese gesehen hatte.

Haering fügte nach einer Pause hinzu, dass er seine Schwester Agatha oft beneide. Sie habe trotz anfänglichen Widerstands der Eltern am Konservatorium Klavier studiert und lebe nun als Pianistin mit Mann und Kindern in Brüssel. Er aber sei Betriebswirt und habe Tag für Tag mit dem Chef zu tun – ausser wenn dieser gerade auf einer seiner Kreuzfahrten sei, was zum Glück je länger, desto häufiger vorkomme.

Fürst erinnerte sich, wie Haering früher im Internat häufig am Freitag von seinem Vater in der schwarzen Limousine abgeholt worden war, oder – falls der Alte verhindert war – von dessen Chauffeur. Die Begrüssung zwischen Vater und Sohn war unterkühlt: ein Handschlag, nicht mehr. Mit einem Kopfnicken bedeutete der Vater seinem Sohn einzusteigen. Bei laufendem Motor verstaute dieser seine Tasche im Kofferraum und hüpfte ins Auto. Eingeschüchtert, verletzlich und ver-

loren sah Albrecht aus, als er vorne neben seinem mächtigen Vater sass.

Was die Körpergrösse und den Körperumfang betraf, hatte der Sohn inzwischen mit dem Vater gleichgezogen. Nicht verwunderlich, wenn er immer so gierig isst, dachte Fürst. Bereits waren sie beim Dessert angelangt, einer Mascarpone-Weintraubencreme, die Haering selbst zubereitet hatte. Eine Kalorienbombe. Zum Kaffee stürzten beide einen rötlich schimmernden Grappa herunter.

Fürst fühlte sich angenehm beschwipst und mit Zuversicht erfüllt. Die Sache hier hatte Potential. Mal schauen, was der Abend noch brachte.

«Würde dich die Sauna locken?», fragte Haering. Wunderbar, in die Sauna ging Fürst sehr gerne.

Im Souterrain hatte sich Haering eine Badelandschaft einbauen lassen. Eine riesige, freistehende Wanne mit Sprudelfunktion dominierte das Badezimmer, daneben befanden sich die Sauna und ein Ruheraum mit drei Liegen und zwei Fitnessgeräten. In der Garderobe zogen sie sich aus. Fürst schlang sich eines der bereitgelegten Badetücher um die Hüften. Haering stand unbefangen nackt vor ihm, sein mächtiger Bauch stand weit vor. Sie duschten nacheinander. In der vorgeheizten Sauna setzten sie sich einander schräg gegenüber auf die oberste Bank, schwiegen. Haering hatte die Ellbogen auf die Oberschenkel gestützt und die Hände im Gesicht vergraben.

Später schöpfte er mit einer Holzkelle einen mit Oleanderduftöl versetzten Aufguss auf den Ofen. Den entstandenen Dampf fächelte er mit einem Palmwedel zu

Fürst, dem sogleich Schweißtropfen auf die Stirn traten. Er wischte sie mit dem Handrücken weg.

Im gelben Saunalicht sah Haering gespenstisch aus. Er hatte die Augen geschlossen. Mit langsamen, rhythmischen Vor- und Rückwärtsbewegungen seines Oberkörpers schien er fast in eine spirituelle Trance verfallen zu sein. Wie ein spiritueller Heiler vor dem Lagerfeuer.

Im Internat war manchmal gemunkelt worden, Haering sei schwul. Anders als andere Jungen interessierte er sich kaum für Mädchen. Das schien sich nicht geändert zu haben. «Ein zufriedener Single, sofern es das gibt», dachte Fürst.

Die Sanduhr war zum zweiten Mal abgelaufen, sie gingen zurück ins Badezimmer und duschten sich nacheinander eiskalt ab, Fürst deutlich länger als Haering. Die durch das Schwitzen aufgeweichte Haut zog sich sofort zusammen. Ein Abhärtungsritual.

Sie lagen im dunklen Ruheraum, den Blick durch das Panoramafenster auf die nächtlich glänzenden Berge gerichtet, da sagte Haering wie zu sich selbst: «Das nächste Mal legen wir uns in den Bach.»

Fürst schwieg und schaute den rot blinkenden Positionslichtern eines Flugzeugs nach, das in Richtung Süden unterwegs war. Ansonsten war das Bergrestaurant der hellste Stern am Firmament.

«Von hier aus habe ich schon viele Sternschnuppen vom Himmel fallen sehen, in manchen Winternächten fallen sie hier zu Dutzenden», erklärte Haering.

«Bei Sternschnuppen darf man sich doch was wünschen, nicht?», fragte Fürst leichthin.

«Ja richtig, das darf man.»

Fürst schaute angestrengt in den nachtblauen Himmel; sah, als sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, die Venus, den Grossen Bären, den Polarstern, Tausende namenloser Sterne in der Milchstrasse – «Jetzt, ich habe eine Sternschnuppe gesehen! Wirklich eindrucklich! Weisst du, was ich mir gewünscht habe?»

«Lügner, da war überhaupt keine Sternschnuppe! Und selbst wenn eine vom Himmel gefallen wäre: Die Wünsche darf man nicht aussprechen, sonst gehen sie nicht in Erfüllung», erwiderte Haering.

Fürst gluckste, betrachtete den liegenden Haering, der unter seinem weissen Badetuch wie ein schneebedeckter Voralpenhügel aussah, wartete eine Weile und sagte dann leichthin: «Ich stellte mir eben vor, wie –»

«Was meinst du? War das dein Wunsch?»

«Ach, nur so eine Idee.» Auf Drängen Haerings führte er aus, was ihm eben eingefallen war. In plastischen, sich ständig steigenden Volten der Begeisterung beschrieb er ein Hotel im Luxussegment. Genau hier, an diesem Standort, könnten sie eine bisher nie gesehene Anlage erstellen, das modernste Hotel der Welt, mit riesigen Suiten, jede nach einem eigenen Motto gestaltet, mit einer grandiosen Wellnessanlage, mit mehreren thematischen Restaurants, mit Showküchen, mit einer eigenen Sesselbahn, die von diesem Komplex aus auf den Berg führte und den Gästen den Zugang zum Skigebiet erleichtern würde.

Haering, der das Hotel schon in seinem Glanz vor sich sah, liess sich von Fürsts Enthusiasmus mitreissen. Er fing ebenfalls an zu fabulieren und meinte, sie könnten die Wellnessanlage nach den vier griechischen Elemen-

ten Wasser, Erde, Feuer und Luft aufteilen, er habe etwas Ähnliches in einem Hotel in Aspen gesehen.

«Genau, solche Ideen brauchen wir», rief Fürst triumphierend aus, «das Hotel soll ein weit ausstrahlender Leuchtturm sein, ein Symbol unserer Zusammenarbeit. «Panta Rhei» wäre ein guter Name, alles fließt, eine Vereinigung der Gegensätze, Eis und Feuer, Erde und Luft, Yin und Yang, Berg und Tal.» Er liess die starken Begriffe ein paar Sekunden lang nachhallen, abrupter Rollenwechsel, gleich darauf war er wieder der seriöse und abwägende Geschäftsmann: «Seien wir realistisch, all das werden wir wohl nicht so schnell bauen können. Aber einen Teil dieser Ideen sollten wir in den Alltag, der am Montag wieder anfängt, hinüberretten. Ich meine, da könnte etwas Schönes entstehen.»

«So unrealistisch ist das gar nicht», erwiderte Haering, «das Hotel könnte wenige Meter von hier in Richtung des Waldes gebaut werden. Mein Vater wollte dieses Grundstück schon lange einmal überbauen. Mit einem hervorragenden Projekt ...»

«Dann sollten wir uns nächstes Mal zu einer Arbeitssitzung treffen!»

Haering deutete sein Einverständnis an. «Ich werde mit dem Chef reden.»

Sie machten sich für den zweiten Durchgang bereit. In der Sauna drehte Haering erneut die Sanduhr. In der Luft lag ein starker Oleandergeruch. Nach ein paar Minuten waren ihre Oberkörper seifig vor Schweiß, der auf das helle Holz tropfte, wo er sogleich verdampfte. Haering fing an, schwer zu atmen; es wurde ihm zu heiss. Er ging hinaus und duschte, während Fürst, der sich auf

den Bauch gelegt hatte, drinnen blieb. Wenig später verliess auch er die Sauna und öffnete die Glastür, die von der Garderobe ins Freie führte. Kalte Luft strömte hinein, und die Spiegel beschlugen sich. Fürst rannte mit einem Jauchzen über die nächtliche Wiese zum Bach hinüber. Sogleich legte er sich in der vollen Körperlänge hinein. Als der Kälteschock überwunden war, empfand Fürst das strömende Wasser als angenehm. Haering folgte ihm langsam. Vorsichtig setzte er einen Fuss ins Wasser. Wie Nägel bohrte sich die Kälte in seine Füsse und Unterschenkel. Rasch legte er sich hin.

Fast synchron stiegen Haering und Fürst aus dem Bach. Als wären sie immer noch die beiden Internatschüler, die sie einmal waren, tollten sie nackt auf der Wiese herum. Haering fing an, Fürst spielerisch in die Seite zu boxen; Fürst hingegen versuchte, einen Eimer, den er mit eisigem Wasser aus dem Bach gefüllt hatte, über Haering auszuschütten. Dieser kreischte und holte seinerseits einen Eimer. So fuhren sie fort, wie zwei junge Rinder, die die Freiheit auf der Alp auskosteten.

Auf einmal hatte das Spiel seinen Reiz verloren. Zurück im Ruheraum, hing jeder seinen Gedanken nach, die sich zwischen zwei Polen bewegten: Haering dachte stärker an die Herumtollerei, Fürst, der innerlich jubilierte, an das Hotelprojekt.

Die letzte Patientin

Vor einigen Jahren kam eine Frau in meine psychiatrische Praxis. In ihren Zwanzigern, eine Scheidung hinter sich, depressive, ja selbstzerstörerische Verhaltensmuster, die ihr ein angenehmes Leben verunmöglichten. In regelmässigen Gesprächen, anfänglich ein- bis zweimal wöchentlich, später seltener, rollten wir ihren Fall auf. Später habe ich ausgerechnet: Rund zweihundert Stunden verbrachten wir gemeinsam. Da erfährt man einiges, und ich glaubte, diese Frau gut zu kennen. Doch ich hatte mich getäuscht.

Wir sassen einander in zwei etwas abgewetzten Ohrensesseln gegenüber, sie lag nicht auf einer Couch, wie man sich das vielleicht vorstellen mag. Ihre Bewegungen waren häufig fahrig, der Blick suchend. Sie griff sich oft in die Haare. Manchmal schwiegen wir uns nur an, doch es gab auch Sitzungen, in denen ihr Redefluss kaum zu stoppen war. Wirre Gedanken äusserte sie oftmals, nicht selten Anklagen gegen andere – besonders gegen ihre Eltern –, die durchsetzt waren mit Selbstbeichtigungen. Nichts habe sie geschafft, ihr Leben sei verpfuscht, sie sei eine gescheiterte Existenz. Dann wieder gab es Phasen, in denen ich Fortschritte der Patientin zu erkennen glaubte, Phasen, in denen sie zusammenhängend erzählte. Zusätzlich zur Gesprächstherapie musste ich ihr immer wieder starke Antidepressiva verschreiben.

Im Laufe dieser Zeit lernte ich selbstverständlich auch ihre Familiengeschichte kennen. Als freudianisch

orientierter Analytiker gehört es zu meiner Methode, vertieft über kindliche und frühkindliche Erinnerungen zu sprechen; mit meinen Patienten grabe ich in dieser Vergangenheit, wir gehen damaligen Phantasien, Wünschen und Ängsten in aller Ausführlichkeit nach. Nur mit der Aufarbeitung und dem Annehmen des eigenen Werdegangs kann es gelingen, dass ein Patient die Probleme, die ihn in die Psychoanalyse geführt haben, dauerhaft überwindet. Medikamente können ergänzend wirken, aber nie die Aufarbeitung ersetzen. Diese Meinung mag in der heutigen Psychiatrie, in der die Behandlungszeiten aus Kostengründen geradezu unverschämt kurz sein müssen, antiquiert wirken. Aber nach gut 35 Jahren Berufserfahrung kann ich mit einigem Recht behaupten, dass sich nur so nachhaltige Erfolge erzielen lassen – wenn auch leider nicht in jedem Fall.

Mit meiner Patientin tauchte ich in eine Welt ein, die ich, wie wohl die meisten Menschen, nur aus Zeitungen, Zeitschriften und dem Fernsehen kenne: in die Welt der Reichen, sehr Reichen und Superreichen. In eine Welt, in der Millionen verdient und ausgegeben werden, in eine Welt, in der es selbstverständlich ist, für eine Nacht im Hotel gleich viel zu bezahlen wie andere für ein oder zwei Wochen Pauschalurlaub.

Erst mit der Zeit merkte ich, dass ich Teile ihrer Familiengeschichte bereits kannte. Ich erinnerte mich daran, dass über die Verwicklungen ihres Vaters damals breit in den Medien berichtet worden war; ich war damals in der Blüte meiner Berufsjahre und hatte gerade wieder begonnen, wissenschaftliche Artikel in Zeitschriften zu veröffentlichen. Die Reportagen von Raphael Speidel, der

zu diesem Zeitpunkt noch kein berühmter Schriftsteller war, waren mir ebenfalls in Erinnerung. Ich glaube, dass diese Geschichten mich dunkel faszinierten und ich gerne mehr erfahren hätte. Wie alle stellte ich mir die Frage, wie sich ein Mann zu einem derartigen Unternehmen versteigen und sogar Personen finden konnte, die ihm vertrauten. Vielleicht ist dieser Gedanke aber auch eine nachträgliche Projektion. Es waren arbeitsreiche Jahre damals, und ich hatte wenig Zeit, mich solchen Fragen zu widmen.

Heute ist die Geschichte, die damals hohe Wellen warf, nahezu in Vergessenheit geraten. Die Medienkonsumenten delectieren sich längst an anderen Skandalen. Doch die Erzählungen meiner Patientin haben mich wieder in diese Geschichte hineinkatapultiert. Noch während ihrer Behandlung las ich Speidels Buch «Fürstliche Exzesse». Vieles kam mir vertraut vor, ich konnte mich in die Zeit zurückversetzen.

Die Patientin war mir sympathisch, ich mochte sie, ohne dass ich ihr das gezeigt hätte. Es entsprach meinem professionellen Ethos, dass ich zu ihr wie zu all meinen Patientinnen und Patienten grundsätzlich eine gewisse Distanz hielt. Als ihr Analytiker konnte ich nicht ihr Freund sein, und ich wollte das auch nicht. Auch durfte ich mich von ihren teilweise rührenden oder tragischen Schilderungen von Begebenheiten nicht so bewegen lassen, dass ich darüber meine Urteilskraft eingebüsst hätte.

Nach rund zweieinhalb Jahren intensiver Therapie wünschte die Patientin einen Abbruch der Behandlung. Ich war der Auffassung, dass es ihr wieder besser ging, und war mit ihrer Entscheidung einverstanden. Es war

ein Trugschluss. Kurze Zeit später stürzte sie sich von einer Felswand in der Nähe von Anderberg, dem Ort, der schon für ihre Eltern eine schicksalhafte Bedeutung gehabt hatte. Sie musste in der Nacht gesprungen sein. Am nächsten Morgen stiess ein Wanderer auf ihren toten Körper. Einen Abschiedsbrief hinterliess sie nicht, wir können also nur über die Motive spekulieren, die sie zu dieser unumkehrbaren Tat veranlassten.

Leider hatte ich ihren Suizid nicht verhindern können. Es sind solche schweren Fälle, die mein Selbstverständnis als Psychiater wiederholt in Frage stellen. In meiner Berufspraxis ist es mir viermal passiert, dass sich einer meiner Patienten umbrachte. Hinter jedem einzelnen Fall stand ein tragisches Schicksal, das alle Hinterbliebenen geschockt und schuldbewusst zurückliess. Genauso war es in diesem Fall, vielleicht sogar in besonderem Masse. Immer noch mache ich mir Vorwürfe deswegen. War ich zu wenig auf sie eingegangen? Hatte ich ihr die falschen Medikamente verschrieben? Hatte ich sie zu wenig ermutigt? Hatte ich Warnzeichen übersehen? Ich werde die Antworten auf meine Fragen nie mehr erhalten.

Der tragische Tod meiner Patientin fiel genau in die Zeit meiner Pensionierung; ich war daran, meine Praxis, die sich ohnehin in meinem eigenen Haus befand, aufzulösen. Einen Nachfolger hatte ich nicht gesucht. Aber wahrscheinlich hätte ich auch keinen gefunden, die Art von traditioneller Psychotherapie, wie ich sie betrieben habe, ist ausser Mode geraten. Dafür bieten allerlei naturheilkundliche Scharlatane ohne jegliche Methode irgendwelche Gesprächstherapien und anderen Humbug wie Handauflegen an.

Als Pensionierter verfügte ich auf einmal über viel freie Zeit, ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen. Ich fing an, erst nebenher, später immer zielgerichteter, die Familiengeschichte meiner Patientin zu recherchieren. Zuerst konsultierte ich die Medienarchive. In den Presseberichten – fast noch interessanter als die Berichte der seriösen Zeitungen waren jene der Boulevardblätter – erfuhr ich manches mir vorher unbekanntes Detail. Ergänzend las ich historische Literatur und studierte vergleichbare Fälle.

In Kenntnis dieses historischen Materials ging ich nochmals die Aufzeichnungen meiner Patientin durch. Ich hatte die Frau wie viele meiner Patienten gebeten, ihre Erinnerungen aufzuschreiben. Die eng und beinahe randlos beschriebenen Blätter hatte sie mir übergeben. Manchmal hatte ich Mühe, ihre energische, schräg gestellte Schrift zu entziffern. Eine Woche Arbeit kostete mich die Transkription.

Mehrere Male besuchte ich für ein paar Tage Andberg, das ich bis dahin kaum gekannt hatte. Ich wollte die Atmosphäre dieses Bergorts, der inzwischen fast zu einer Stadt angewachsen ist, auf mich wirken lassen. Ergänzend zu meinen Recherchen führte ich Interviews mit möglichst vielen der damals beteiligten Personen. Gerne gaben sie mir Auskunft, schlüsselten Details auf für mich und liessen mich an einer Atmosphäre teilhaben, die heutzutage, in unseren viel nüchterneren Zeiten, nahezu surreal anmutet. Nur mit den Hauptfiguren konnte ich leider nicht sprechen, da sie entweder nicht mehr lebten oder jegliche Auskunft verweigerten. Albrecht Haering, heute Direktor des Hotels Senia in Andros, reagierte nicht auf meine zweimaligen schriftlichen Anfragen. Ich

rief ihn an, doch er beendete das Gespräch sofort. Über seinen Assistenten liess er ausrichten, dass er für Anfragen dieser Art nicht zur Verfügung stehe, der Fall sei abgeschlossen. Leider blieb mir so auch das Haering-Firmenarchiv verschlossen, in dem sich mit grösster Wahrscheinlichkeit noch wichtige Informationen hätten auffinden lassen, etwa die Bilanzen, die eine genaue Bezifferung des finanziellen Schadens erlaubt hätten.

Ähnlich erging es mir mit dem Vater meiner Patientin. Ich konnte ihn in Khao Lak in Thailand ausfindig machen, wo er paradoxerweise mit seiner zweiten Frau ein grosses Ferienresort führt. Doch als er hörte, wofür ich mich interessierte, brach er den Kontakt zu mir sofort ab. Auf eine Reise nach Thailand verzichtete ich, sie hätte kaum etwas gebracht.

Diese Rückschläge entmutigten mich nicht, eher stachelten sie meinen Ehrgeiz an. Insgesamt recherchierte ich über zwei Jahre lang. Je tiefer ich in die Materie eindrang, desto mehr neue und faszinierende Dimensionen erschlossen sich mir. Auf die Entschlüsselung der Psychologie der Personenkonstellationen verwandte ich besonders viel Zeit; Letztere scheinen mir bis heute neben den allgemeinen Zeitumständen im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts die entscheidenden Faktoren zu sein, die es ermöglichten, die sich entfaltende Dynamik zu erfassen.

Obschon ich insbesondere am Anfang gegenüber den Eltern meiner Patientin einen grossen Groll gehegt hatte, versuchte ich doch, sie möglichst wertfrei zu beschreiben. Mehr und mehr entwickelte ich – oftmals fast gegen meinen Willen – Verständnis für sie und ihre Situation.

Mein Anspruch war der folgende: Ich wollte verstehen, nicht urteilen. Aber ich fragte mich manchmal, *warum* ich überhaupt verstehen wollte. Warum engagierte ich mich derart, dass ich wenige Monate nach Beginn der Recherche Tag für Tag am Schreibtisch sass, statt meinen Garten zu pflegen und häufiger wandern zu gehen, wie ich es mir eigentlich vorgenommen hatte? Niemand zwang mich dazu.

Mit Motiven und Wünschen ist es so eine Sache, das weiss ich als Psychoanalytiker am allerbesten. Nicht alles, was wir uns rational zurechtlegen, ist wirklich Ausdruck unserer tieferen Beweggründe. Im Laufe der Recherchen entdeckte ich Züge an mir selbst, die ich vorher allenfalls erahnt, aber nicht gekannt hatte: dunkle Triebe und Wünsche, Neid, Dinge, die ich im Leben verpasst hatte; der beschriebene Fall war für mich ein Panoptikum des reichen, des prallen, des schrecklichen, des tragischen Lebens; mit anderen Worten: Es war auch mein eigenes verpasstes Leben, das ich beschrieb, das Leben, das ich als braver Psychiater und Familienvater, der seine eigenen Phantasien kaum je ausgelebt hatte, selbst nicht hatte führen können. Ich war fasziniert, abgestossen und angezogen zugleich. Soll ich verhehlen, dass ich anfang, vom Hotel Panta Rhei zu träumen?

Es war eine bewegende und lehrreiche Zeit, und doch bin ich froh, dass ich – mit mehrmonatiger Verspätung gegenüber meinem Zeitplan – das Manuskript bald abgeschlossen habe. Bei der Niederschrift bemühte ich mich, so wenig wie möglich zu erfinden. Wo immer möglich, habe ich mich auf vorhandene Quellen oder Aussagen von Zeitzeugen gestützt. Einige besonders auf-

schlussreiche Aufzeichnungen meiner Patientin habe ich in die Erzählung hineinmontiert. Nur einige offensichtliche Lücken habe ich vorsichtig geschlossen – ein Verfahren, vergleichbar demjenigen eines Gemälderestaurators. Auch dieser ergänzt beschädigte Stellen vorsichtig, damit das Gesamtgemälde für den Betrachter auch in Zukunft erkennbar bleibt.

Andreas Schwab, Psychiater